Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 228 (1955)

Artikel: Spuren im Schnee
Autor: Zinniker, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657121

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Spuren im Schnee

Von Otto Zinniker

Eines Dezembertages, kurz nach dem ersten Schneefall, wanderte ich über die Höhen des Jura. Ich war, mit den Gedanken ganz der Einsamkeit und dem Rätselhaften des Lebens hingegeben, seit dem frühen Morgen unterwegs. Auf den überwehten, kaum mehr erkennbaren Wegen begegnete ich keinem Menschen, weder einem, der mir entgegengekommen wäre, noch einem, der mich geschäftigen Schrittes bergwärts überholt hätte. Ich prägte meine Tapfen in die Stille einer Welt, die sich in reinem, weißem Linnen zu langem Schlafe hingelegt hatte. Nur dann und wann knackte ein dürrer Zweig unter den Füßen, oder eine Handvoll Schnee stäubte mit feinem Rauschen wie ein dünner Wasserfall von den Ästen.

Gemächlich und ohne besondere Anstrengung stieg ich aus der nebligen Enge der Täler ins Freie und Weite des Jurarückens empor. Allmählich hob sich das Dunkel aus dem Tannenwald und zerrann in dem von oben hereinfallenden Licht. Auf den Mittag trat ich unvermittelt, fast ohne Übergang, in die gleißende Sonne hinein. Ein warmes, gewaltiges Wogen von Weiß und Blau umfing mich, so daß ich beinahe vergaß, daß der harte Winter an der Herrschaft war. Ein Nebel-

Im Februar 1954 wurden in Jaun 29 Häuser durch eine Lawine zerstört. Glücklicherweise waren keine Menschenleben zu beklagen.

ATP-Bilderdienst, Zürich

meer, das bis zu den Alpenkämmen reichte, bedeckte die Menschenwelt. Kein Laut, kein Geräusch hastigen Lebens drang ans lauschende Ohr herauf. Auch das Wummern der Kanonen und das Einschlagen der Bomben an der Westgrenze des Landes war seit ein paar Wochen verstummt. Urweltfriede lag so feierlich hier oben ausgebreitet, daß ich im großen Schweigen kaum zu atmen, kaum einen Gedanken zu fassen wagte. Die Erde war so unberührt wie ein Traum aus der Jugendzeit. Alle Geländewellen und Vertiefungen waren behutsam mit weichem Schnee ausgeebnet. Da und dort guckte noch ein dürrer Halm aus dem wunderbar hingebreiteten Teppich hervor, und in das unbegreifliche Zauberland waren Spuren von Tieren, Vögeln, Füchsen und Rehen, getupft. Die Spuren überschnitten meinen Pfad und führten von einem Staudengebüsch zum andern.

Als ich zwischen zwei Höhenrücken zu einer Mulde gelangte, in die von der Seeseite her ein steiler Fahrweg mündet und hier endet, staunte ich ob einer Entdeckung. Denn da, wo ich am allerwenigsten Tapfen von Menschen vermutet hätte, liefen die Abdrücke genagelter Männerschuhe durch den Schnee. Sie liefen so unbeholfen und so unsicher, so tastend und so schleppend durch das Gelände, daß ich befremdet stehen bleiben und sie genau betrachten mußte. Die Tapfen waren mit kargem Zwischenraum gereiht, vergleichbar den punktierten Linien auf einer Landkarte; sie legten sich fast ohne Steigung als horizontales Band ans Gehänge und mieden jeden Widerstand. Die an den Rändern ein wenig angeschmolzenen und verglasten, an den Sohlenflächen jedoch noch gänzlich unversehrten Spuren mochten erst gestern, längstens aber vor zwei Tagen geprägt worden sein. Und es schien, als müsse der Mensch, der durch die winterliche Einsamkeit gegangen war, sehr müde, sehr hinfällig, vielleicht gar krank gewesen sein. Denn wohl stammten die Tapfen von den schweren Schuhen eines Erwachsenen, aber die Schritte, die darin getan worden waren, erinnerten eher an das Trippeln eines Kindes.

Die Geheimschrift im mittäglichen flimmernden Schnee gab mir Rätsel um Rätsel auf. Die Spur zog mich in ihren Bann, ich folgte ihr und suchte ihre seltsamen Zeichen in beflissener Versenkung zu deuten. Es strich ein Schatten über die eben noch so strahlend reine Erde, Beklemmung und Bangnis schoben sich mir entgegen. Jedenfalls machte ich mir Gedanken darüber, daß sich das Tapfenband scheinbar so ziellos, scheinbar so ohne Auftrag und sich selbst überlassen an die Bergflanke schmiegte. Der hier durch den Schnee gegangen war, konnte den Weg nicht aus bloßer Lust am Wandern in die Länge gezogen haben. Hier lag keine Lust, hier lag bittere Mühsal vor.

Während ich neben den fremden Tapfen herging, wie man mit dem Finger Buchstaben um Buchstaben einer schwer lesbaren Handschrift folgt, versuchte ich, mir ihren Urheber vorzustellen. Ich schritt im Geiste an der Seite eines Menschen, der mir auf wunderliche Weise vertraut erscheinen sollte, obwohl ich ihm vermutlich noch nie begegnet war. Denn dieser Mensch, der das Schweigen erwanderte, wandte sich, der Nebelwelt des Tales satt geworden, zur Klarheit des winterlichen Berges empor. Mit dem letzten Rest seiner Kraft spurte er durch den Schnee, um am Ende seines Weges, der sich nie mehr zur Tiefe biegen würde, vielleicht das Nichts, das Erlöschen zu finden. Ab und zu gewahrte ich, daß er auf seinem Wege ausgeglitten und hingestürzt sein mußte, worauf er sich wohl nur mühsam wieder aufgerichtet hatte. Und wenn ich zurückschaute, sah ich, daß jetzt zwei Tapfenpaare brüderlich nebeneinander herliefen, frisch und kräftig das eine, sterbensmatt und unsicher das andere.

Es wurde mir immer deutlicher, daß es jemanden einzuholen galt, der sich nach dem Tode unterwegs befand. Es drängte mich, das Dunkel aufzuklären und ein Sterben zu verhüten. Deshalb holte ich von Schritt zu Schritt weiter aus. Aber die Tapfen neben mir schienen es darauf angelegt zu haben, dem Anstieg zu einem erhöhten Punkte in sonderbar hinzögernden Bogen auszuweichen, den Verfolger zu narren, ihn abzuhängen und sich irgendwo im Flimmern des Schnees zu verlieren. An einer Wettertanne, von der nur noch der Stamm und ein paar Aststumpen übriggeblieben waren, hatte sich der Wanderer ausruhend angelehnt; ja vielleicht hatte er bei dem alten Baume sogar die Nacht

verbracht; denn die von dort wegführenden Tapfen waren frischer und hoben sich entschiedener zum Berg empor als die alten zuvor. Eigentlich hätte ich das zeitraubende Forschen aufgeben können, denn im Grunde ging mich das alles gar nichts an; aber sooft ich von der Spur loskommen wollte, wurde ich angerufen, den Weg des fremden Mannes bis zum Ende abzuschreiten.

So folgte ich ihr denn rings um die Jurahöhe, die man den Spitzberg nennt, obwohl ihr abgerundetes, beinahe flaches Dach mit einer Zacke nicht die geringste Ähnlichkeit aufweist. Täuschte mich nicht ein Trugbild, als ich wahrzunehmen glaubte, daß unerwartet Belebung und Auftrieb in die Spurlinie geriet? Ich blieb verwundert stehen, so, als vermöchte ich die einfache Tatsache nicht zu begreifen, daß die Tapfen plötzlich ihre bisherige Richtung in rechtem Winkel verließen und entschlossen zur Höhe strebten. Bevor sie das taten, hatte der Wanderer freilich noch einmal Atem geschöpft und sich noch einmal ausgeruht; denn die Stelle war zu einem deutlichen Kreisrund abgetreten.

Die Spur lief nun geradewegs ansteigend zur Kuppe des Berges hinauf, zwischen stark verwachsenem Gebüsch hindurch, dessen bereifte Zweige ich zurückbiegen mußte. Schließlich erreichte sie, nachdem sie im tiefen Schnee noch einmal auffallend unsicher geworden war, eine einsame, fernab von den Dörfern und Verkehrswegen an den Jurarücken geschmiegte Ferme. Die mächtigen Ställe standen der Durchlüftung wegen offen und leer, denn das Vieh war längst zu Tal gefahren. An das Gehöft war wie ein nebensächliches, aber notwendiges Anhängsel die enge Pächterwohnung angebaut.

Dort klopfte ich an. Nach einer Weile wurde zögernd geöffnet. Eine ältere Frau erkundigte sich nach meinem Begehr. Ob ich etwas Käse und Milchkaffee bekommen könnte, fragte ich. Dieser Wunsch sei zu erfüllen, antwortete sie. Und so folgte ich der Pächterin und trat in die niedrige, dämmerige Stube. Eine abgewetzte Ofenbank schob sich bis in die Mitte des Raumes vor und strömte drückende Hitze aus. Während ich Speise und Trank genoß, schaute mich die Wirtin prüfend von der Seite her an und wollte erfahren, was mich so spät im Jahr, da doch niemand mehr unterwegs sei, über den Spitzberg führe.

In Suchy (Waadt) hat eine Kuh Drillinge geworfen.

Photopreß-Bilderdienst, Zürich

Meine Erklärung, daß mir das Wandern zu allen Zeiten und bei jedem Wetter, selbst bei Wind und Regen, eine Lust bedeute, überzeugte sie nur halb. Sie schüttelte wie vor einem Geheimnis den Kopf, und ihre Zweifel schwanden erst, als ich sie geradezu fragte, ob sie es denn einem Talmenschen nicht nachfühlen könne, wie herrlich es sei, aus dem grauen, beengenden, nicht endenwollenden Nebel für einen Augenblick in die Sonne emporzutauchen. Diese Worte fielen klärend in ihr Inneres. Sie nickte mir beruhigt zu. Übrigens scheine mir ein Besuch der Ferme nicht so absonderlich zu sein, vielmehr müßte ich mich wundern, wenn ich an einem so prächtigen Tage der einzige Gast hier wäre, fügte ich vortastend bei.

„Ja, wissen Sie denn etwas Bestimmtes? Oder reden Sie nur so von ungefähr?" forschte sie, spürbar erregt.

„Bestimmtes weiß ich wirklich nichts; aber ich bin zufällig einer Spur gefolgt, die draußen vor der Tür endigt."

Jetzt trat die Pächterin aus der Mitte der Stube an den Tisch heran und setzte sich auf einen Stuhl. Sie senkte den Blick auf die abgewerkten Hände, die sie im Schoße gefaltet hielt, und schwieg zunächst vor sich hin. Dann berichtete sie mit veränderter, leiser, fast weher Stimme:

„Ja, es ist die Spur unseres Knechtes Marcel. Gestern mittag kam er unerwartet an, nachdem er seit Anfang Oktober auf den Tod erkrankt im Spital gelegen. Mein Mann und ich, wir glaubten an alles andere eher, als ihn noch einmal lebend anzutreffen. Denn an der Auszehrung bis zum Gerippe zerfallen, wie Marcel, steht doch sonst keiner mehr auf. Er aber ist noch einmal aufgestanden. Er benützte eine unbewachte Viertelstunde, um aus dem Bett zu kriechen, sich anzukleiden und sich davon zu machen. Er wollte dem Nebel entweichen, den Berg in der Sonne noch einmal leuchten sehen und dann hier oben sterben. Das brennende Verlangen verlieh ihm Kraft und Ausdauer für den Aufstieg. Einen Tag und eine Nacht brauchte Marcel vom See bis zu uns herauf, für einen Weg, den man sonst in vier Stunden gemächlich bewältigt. Er hat es vollbracht, und mir ist, als sei ein Wunder geschehen. Er kam an. Wir saßen eben beim Mittagessen, horchten auf und schauten einander an, als wir ein schwaches, schüchternes Pochen und dann einen dumpfen Fall an der Schwelle vernahmen. Wir hoben den Erschöpften auf und trugen ihn wie ein leichtes Bündel in seine Kammer. Er fand die Sprache nur noch zu wenigen hingehauchten Worten; aber er schaute uns an mit Augen, aus denen ein Lächeln strahlte, ein Dankeslächeln dafür, daß er auf den Berg hatte heimkommen dürfen. Am Abend schied er dahin."

Hier brach die Pächterin ab und senkte die Augen wieder auf ihre Hände. Sie machte weiter kein Aufhebens von dem Toten; aber ich merkte, daß ihr der Verlust auf der Seele lag. Fünfzehn Jahre habe Marcel als treuer Knecht auf dem Berghof gedient, und in all dieser Zeit sei er wie ein Sohn gehalten worden, sagte sie noch. Dann legte sich eine solche Stille in das Haus, daß man ein Brotkrümchen hätte zu Boden fallen hören. Und in diese Stille drang durch das einzige Fenster ein Sonnenstrahl mit feinem Stäubchentanz. Es war wie etwas Festliches, wie etwas von Gott Geschicktes, das die Schwere der Stunde aufheben wollte.

Ob ich ihn sehen wolle, fragte die Frau mitten aus dem Gang ihrer Gedanken und Gefühle heraus. Ich nickte, um ihr einen Gefallen zu erweisen, und stieg ihr voran die Holztreppe hinauf in Marcels Kammer.

Der Knecht, ein etwa fünfzigjähriger Mann, lag lang ausgestreckt in einer großen, endgültigen Ruhe. Es war, als besinne er sich im tiefsten auf eine grenzenlose Ferne und als stünde die Zeit in diesem Besinnen still. Das bis auf die Knochen abgemagerte Gesicht war wie eine aus der Ewigkeit ausgeschnittene Silhouette. Der schmale Mund war in einem Schlaf, der sich durch nichts mehr stören ließ, zu unwiderruflichem Schweigen geschlossen. Alle Gegenstände der Kammer, das Bild von Vater und Mutter an der Wand, der Raum und das Haus ruhten aus in diesem Schlaf. Hoheitsvoll, beinahe feierlich sah Marcel aus, er, der im Leben doch bloß Vieh gehirtet, Kühe gemolken, Stroh gestreut und Ställe ausgemistet hatte. Denn der Tod ist gerecht; der Tod erhöht alle, was sie auch immer gewesen sein mögen.

Ich betrachtete Marcel wie einen Freund und Bruder, der mir mit seinen Tapfen im Schnee den Weg aus dem Nebel in die Helle gewiesen

hatte. Ich nickte ihm zum Abschied zu, stieg die Treppe wieder hinunter und trat ins Freie.

Der Tag verblaßte und sank in die Starre des Winters zurück. Die Schmelztropfen, die bei meiner Einkehr gesellig und arbeitsam vom Dache gefallen waren, versiegten; fröstelnder Hauch kroch heran, und der vorhin noch weiche Schnee gefror zu Glas. Alles war wie ein schwaches Ahnen des fernen Frühlings gewesen.

Ein seltsamer Zwang trieb mich denselben Weg zurück, den ich heraufgestiegen war. Ich ging neben Marcels Spur, folgte ihren schweifenden Ausbuchtungen und ruhte nicht, bis ich die Grenze des Nebelmeers erreichte. Zu meinen Füßen gischtete die Flut, ein schwärzliches Gewoge ohne Licht und Schimmer. An der Stelle, wo ich mich von Marcels Tapfen trennen mußte, schaute ich noch einmal empor. Doch ich sah nichts mehr; denn die Nacht nahm jetzt auch von den Höhen Besitz, hüllte das Irdische ein und legte sänftigend die Hand über alles, was Mühsal und Not, was Sehnen und Schmerz gewesen war.

Auf der eigenen, tief vereinsamten Spur durcheilte ich den dunklen Wald und kehrte ins Menschenland, zum warmen Herd zurück.

Am 21. November 1953 brannte der Säureschuppen im Güterbahnhof Biel vollständig nieder.

O diese Schlagernamen! Eine alte Dame saß zum Essen in einem modernen Restaurant. Sie fragte den Kellner, wie das Stück hieße, das die Kapelle eben spielte; der Kellner versprach, sich zu erkundigen. Aber das Lokal war sehr voll, und es dauerte eine ganze Zeit, bis er wieder zurückkam. Inzwischen hatte die gute alte Dame schon längst vergessen, um was es sich handelte. Man kann sich ihre Empörung vorstellen, als ihr der Kellner ins Ohr flüsterte: „Ein Kuß von dir ist meine Seligkeit!"